

Der Moorhof.

Roman von **Ferdinand Hermann.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Ich glaube nicht,“ fuhr Armbrecht höhnisch zu seiner Nichte fort, „daß viele achtbare Leute den Muth haben werden, welchen jetzt Kreuzkamp durch seine Werbung um Deine Hand an den Tag gelegt hat.“

Helene hatte ihm zugehört, ohne sich zu rühren. Sie begriff, daß etwas Fürchterliches hinter seinen Worten sein müsse, aber sie verstand ihn noch immer kaum zur Hälfte.

„Wenn es wahr ist, daß die Leute meinen armen todten Vater verachten, weil er durch unglückliche Verhältnisse um sein Hab und Gut gekommen ist, und wenn sie diese Verachtung auch auf mich übertragen, so muß ich es eben über mich ergehen lassen. Aber es muß eine traurige Welt sein, in welcher der Werth des Menschen so ganz nach der Größe seines Vermögens abgeschätzt wird.“

Sie hatte es mit edlem Stolz, wenn auch mit zuckenden Lippen gesprochen, und jedes ihrer Worte steigerte die kaum noch verhehlte zornige Erregung des Mannes, welcher an ihrem Lager saß. Er neigte sich näher zu ihr herüber, und Helene erbebte bis in's innerste Herz vor dem Ausdruck in seinen Zügen.

„Und wenn es nun mit diesen unglücklichen Verhältnissen, auf welche Du Dich da berufst, eine etwas andere Bewandtniß hätte, als man Dich aus Barmherzigkeit glauben ließ? Wenn nun Dein Vater selbst verschuldet hätte, was über ihn gekommen ist, und vor Schlimmerem nur durch seine feige Flucht bewahrt worden wäre, möchtest Du dann auch noch Lust haben, mir durch diese hoheitsvolle Miene zu imponiren?“

Nun war es freilich unmöglich, ihn noch länger mißzuverstehen. Mit einem Aufschrei griff Helene nach ihrer Stirn.

„Onkel, das ist nicht wahr! Denke daran, daß es das Andenken des Todten ist, welches Du beschimpfst!“

„Bist Du so gewiß, daß Dein Vater wirklich gestorben ist? Ich meine, Keiner von uns hätte seinen Todtenschein und sein Grab gesehen, wenn er auch freilich für Dich nicht besser gesorgt hat, als ein Todter gethan hätte. Du solltest in Deinen Aeußerungen etwas vorsichtiger sein einem Manne gegenüber, der ein Drittel seines Vermögens geopfert hat, um die Schmach auszulöschen, welche ein Unwürdiger über seine Familie gebracht.“

Mit leisem Stöhnen stützte Helene den schmerzenden Kopf in die Hand. Es schien kein Blutstropfen mehr in ihrem zarten, lieblichen Gesicht zu sein.

„Sei barmherzig, Onkel!“ flehte sie. „Ich vermag ja dies Alles nicht zu fassen! Mein Vater lebt, sagst Du? Er ist nicht in Amerika gestorben, wie man mir erzählte?“

„Ich habe so wenig ein Lebenszeichen von ihm erhalten, wie eine Nachricht von seinem Tode. Es ist möglich, daß er längst zu Grunde gegangen, aber es ist auch sehr wohl möglich, daß er noch irgendwo ein dunkles Dasein fristet. Er hat eben sehr triftige Gründe, keine Nachricht von dem Orte seines jeweiligen Aufenthalts hierher gelangen zu lassen.“

„Sage mir Alles, Onkel! Was hat mein unglücklicher Vater gethan? Nach diesen schrecklichen Andeutungen darfst Du mir nichts mehr verschweigen.“

Sie sah so niedergeschmettert und verzweifelt aus, daß selbst Armbrecht eine Regung des Mitgefühls für ihre Leiden empfand.

„Du selbst trägst die Schuld daran, wenn ich diese unangenehmen Dinge zur Sprache bringen mußte. Aber früher oder später hättest Du sie ja ohnedies erfahren müssen, und es ist vielleicht besser, Du hörst sie aus meinem Munde, als von irgend einem fremden Menschen. Dein Vater besaß von Haus aus ein nicht unbeträchtliches Vermögen,



Kardinal Mariano Rampolla, päpstlicher Staatssekretär. (S. 139)

aber er war ein schlechter Haushalter und ein leichtfertiger Geschäftsmann. Obgleich ich ihn wiederholt mit erheblichen Opfern aus seinen selbstverschuldeten Verlegenheiten befreit hatte, gelang es ihm doch nicht, sich wieder in ein ruhiges Fahrwasser zu bringen, und mit dem Tode Deiner Mutter verlor er anscheinend auch die letzte Stütze für seinen haltlosen und schwankenden Charakter. Ich ahnte noch nicht einmal, wie schlimm es mit ihm stand, als eines Tages der Zusammenbruch erfolgte. Unter einem Vorwande hatte er mich gebeten, Dich für eine kurze Zeit bei mir aufzunehmen, und es traf mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel, als mir wenige Tage nachher die Nachricht gebracht wurde, die Geschäftsräume meines Schwagers Dörenberg seien geschlossen, er selber sei spurlos verschwunden, und eine große Anzahl fälliger Wechsel über sehr beträchtliche Summen habe mangels Zahlung protestirt werden müssen. Es war einer der schmählichsten Bankerotte, welche seit langer Zeit in der Stadt vorgekommen waren, denn die vorhandenen Aktiven deckten nur einen verschwindend kleinen Bruchtheil der gewaltigen Schulden. Es war ein furchtbarer Schlag für mich, denn da meine verwandtschaftlichen Beziehungen zu Dörenberg allgemein bekannt waren, wurden auch mein Kredit und mein geschäftliches Ansehen durch die Katastrophe gefährlich erschüttert. Das Schlimmste aber war mir bei alledem noch vorbehalten, denn von den protestirten Wechseln kamen in den nächsten Tagen mehrere an mich zurück, die mit meinem Giro versehen waren, obwohl ich sie nie zuvor gesehen hatte. Meine Unterschrift war — gefälscht, und ich konnte leider keinen Augenblick im Zweifel sein, wen ich als den Urheber dieses schimpflichen Verbrechens zu betrachten habe. Nun begriff ich freilich, warum es mein Herr Schwager so eilig gehabt hatte, das Weite zu suchen, denn er wußte gut, daß Wechselfälschung nach dem deutschen Strafgesetzbuche mit Zuchthaus geahndet wird. Sein Schicksal war damals ganz in meine Hand gegeben. Eine einfache Mittheilung an die Staatsanwaltschaft hätte genügt, die Polizei auf den Flüchtigen zu hetzen, und der Vorsprung, den er selbst in dem günstigsten Falle gewonnen haben konnte, war viel zu gering, als daß man bei der Schnelligkeit des Telegraphen seiner nicht rasch genug hätte habhaft werden sollen. Ich leugne nicht, daß ich in der ersten tiefen Entrüstung über die schimpfliche Handlungsweise eines Mannes, welcher mein ganzes Vertrauen gehabt hatte, nahe daran war, diesen für ihn so verhängnißvollen Schritt zu thun. Der Gedanke an Dich und das Mitleid mit Deiner ahnungslosen Jugend waren es ganz allein, welche mich davon zurückhielten. Ich löste nicht nur die gefälschten Wechsel ein, die ich freilich als gewichtige Beweisstücke für die Schuld Deines Vaters sorgfältig aufbewahrt habe, sondern ich brachte auch um Deinetwillen eine Einigung mit den Gläubigern Dörenberg's zu Stande, die mich einen großen Theil meines mühsam erworbenen Vermögens kostete. Eine strafrechtliche Verfolgung meines Schwagers war dadurch allerdings vermieden, aber den Skandal hatte ich doch trotz aller Opfer nicht verhindern können, und in den Augen aller Derjenigen, welche sich der Vorgänge aus jener Zeit zu erinnern vermögen, ist und bleibt Friedrich Dörenberg ein betrügerischer Bankerotteur. Nun magst Du entscheiden, Helene, ob Du Grund hast, auf den Namen stolz zu sein, welchen Du trägst."

Helene antwortete ihm nicht, sie hatte das Gesicht tief in die Polster gedrückt, und ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte ihren schlanken Körper.

Armbrecht blickte auf seine Uhr, und nachdem er noch eine kleine Weile gewartet hatte, fuhr er in einem Ton, der vielleicht sanft und freundlich klingen sollte, fort: „Was ich dann noch weiter für Dich gethan habe, brauche ich Dir wohl nicht erst in Erinnerung zu bringen. Ich hatte keine Verpflichtung, für Dich zu sorgen, und sicherlich würden nicht Viele in meiner Lage die Selbstverleugnung besessen haben, das Kind eines Mannes, der so erbärmlich gehandelt, im eigenen Hause zu dulden. Ich aber zwang meinen natürlichen Widerwillen gegen Alles, was den Namen Dörenberg führte, standhaft nieder und hielt Dich all' diese Jahre hindurch wie meine Tochter. Glaubst Du nun, daß Du mir einige Dankbarkeit und ehrerbietigen, kindlichen Gehorsam schuldig bist?"

Sie hob das todtenblasse, thränenüberströmte Antlitz empor und stammelte kaum vernehmlich: „Vergib mir, Onkel, wenn ich es jemals daran fehlen ließ. O mein Gott, ich hatte ja von alledem keine Ahnung! Es ist so grausam — so grausam!"

„Es ist schlimm für Dich, das läßt sich nicht leugnen. Aber sobald Du Kreuzkamp's Gattin geworden bist, wird man vergessen, daß Du Friedrich Dörenberg's Tochter warst. Und zudem wirst Du ja auch fast immer auf dem Lande leben, wo nur Wenige die damaligen Ereignisse kennen."

„Nein, Onkel, fordere das nicht von mir! Stoße mich lieber aus Deinem Hause und laß mich mein Brod bei fremden Menschen suchen. Die tiefste Erniedrigung, der ich mich dort unterwerfen müßte, kann mich nicht so tief demüthigen, als eine Vereinigung mit diesem Manne."

Armbrecht stand ungeduldig auf und schob seinen Stuhl geräuschvoll zurück.

„Genug für jetzt!" sagte er. „Du wirst mein Haus nicht verlassen und wirst Dein Brod nicht bei fremden Leuten suchen; denn ich will nicht alle diese Wohltaten verschwendet haben, um schließlich noch für hartherzig verschrien zu werden. Ich gebe Dir Bedenkzeit bis morgen, und um Deiner selbst willen rathe ich Dir, dann eine bessere Antwort in Bereitschaft zu halten."

Eilig, als wolle er damit geflissentlich jeder etwa beabsichtigten Erwiederung aus dem Wege gehen, verließ er das Zimmer, und Helene blieb in der rasch hereinbrechenden abendlichen Dunkelheit allein mit ihrem namenlosen Leide.

— — — — — — — —

In den glänzend erleuchteten Salons des Schlosses war außer dem erwarteten Rittmeister v. Marwitz, einer glänzenden ritterlichen Erscheinung, noch ein anderer, unerwarteter und unangemeldeter Gast in der Gestalt des Herrn Kreuzkamp eingetroffen. Er war wieder auf seinem wohlgenährten, schwerfälligen Braunen gekommen, dessen er sich für seine Ausflüge und Besuche ausschließlich zu bedienen schien; und wie er es bei jener neulichen Unterredung seinem Freunde Armbrecht mit voller Zuversicht vorausgesagt hatte, war er von dem aristokratischen Rittmeister mit großer Liebenswürdigkeit begrüßt und mit ausgesuchtester Höflichkeit behandelt worden.

Aber es war ihm von vornherein anzumerken gewesen, daß er sehr ungeduldig sei, und als der Hausherr endlich erschien, hatte er ihn sogleich ziemlich rücksichtslos für sich selber in Beschlag genommen. Lange Zeit standen Beide angelegentlich flüsternd in einer Fensternische, und Armbrecht mußte wohl den Inhalt seiner soeben mit Helene geführten Unterhaltung ziemlich wahrheitsgetreu wiedergegeben haben, da auch Kreuzkamp's starkknochiges Antlitz einen recht verdrießlichen Ausdruck angenommen hatte.

„Ich habe mein Möglichstes gethan," schoß Armbrecht achselzuckend, „doch es wäre gegen meine Ueberzeugung, wenn ich Ihnen große Hoffnungen machen wollte. Da selbst ein so starkes Mittel — das stärkste, das ich überhaupt anwenden konnte — nicht zu verfangen scheint, müssen wir es wohl mit einer unüberwindlichen Abneigung zu thun haben. Und ich weiß in der That nicht, weshalb Sie sich so sehr auf die Sache kapriziren. Schlagen Sie sich doch das Mädchen aus dem Sinn! Bei Ihrem Vermögen werden Sie leicht genug Hübschere und Lustigere finden, als meine Nichte ist."

Kreuzkamp wiegte den unförmlichen Kopf hin und her.

„Leicht möglich, aber da ich es nun einmal angefangen habe, möchte ich es auch zu Ende führen. Ein Mann wie ich zieht doch nicht ohne Weiteres mit einem Korbe seines Weges. Wo kann ich hier bei Ihnen ungestört eine Zeile schreiben?"

Armbrecht sah ihn verwundert an.

„Soll der Brief etwa für Helene bestimmt sein? Es wäre meiner Ansicht nach das Ungeschickteste, was Sie unter den obwaltenden Umständen thun könnten."

„Lassen Sie das immerhin meine Sorge sein, verehrter Freund! Ich pflege reiflich zu überlegen, was ich unternehme."

Der Schloßherr widersprach nicht weiter und führte ihn in sein eigenes Arbeitszimmer, das von musterhafter, fast peinlicher Ordnung zeugte.

„Kann der Brief, den ich mit Ihrer Erlaubniß hier schreiben werde, dem Fräulein Dörenberg sofort zugestellt werden?" fragte Kreuzkamp, indem er sich niedersetzte.

„Wenn Sie es wünschen — gewiß! Wollen Sie sich nur gefälligst jenes Klingelzuges bedienen, um eines der Mädchen kommen zu lassen. Ich selber muß Sie jetzt verlassen, da ich mich dem Rittmeister schon zu lange entzogen habe."

Kreuzkamp legte sich einen von den großen, geschäftsmäßigen Briefbogen Armbrecht's zurecht und schrieb nach kurzem Nachdenken mit den steifen, unschönen Buchstaben eines ungebildeten Menschen:

„Mein Fräulein!

Zu meinem tiefsten Leidwesen erfahre ich soeben, welcher Kummer Ihnen um meinetwillen, wenn auch wahrhaftig ohne meine Schuld, bereitet worden ist. Ich kann mir sehr gut denken, wie tief Sie durch die Enthüllungen über Ihren verehrten Herrn Vater betrübt sein müssen, und die innige Zuneigung, welche ich für Sie empfinde, treibt mich, Ihnen noch in dieser Stunde ein Wort des Trostes zu sagen. Sie dürfen nämlich nicht ohne Weiteres Alles glauben, was man Ihnen über die Schuld des Herrn Friedrich Dörenberg berichtet hat. Er war mehr zu bedauern, als zu verurtheilen, und vielleicht ist der Tag nicht mehr fern, wo seine Unschuld vor aller Welt erwiesen werden kann. Dazu aber wäre Niemand im Stande als ich, den der Zufall Verschiedenes hat in Erfahrung bringen lassen, was für die Aufklärung der damaligen Ereignisse von großer Bedeutung werden kann. Die Sache ist nur noch nicht reif, da ich zuvor weitere Nachforschungen anstellen muß, und mir fehlt leider jede Berechtigung, irgend welche Maßregeln in der Angelegenheit zu treffen, so lange ich Ihnen als ein völlig Fremder gegenüberstehe. Diese Zeilen, deren Inhalt Sie natürlich vorderhand keinem Menschen verrathen dürfen, geben Ihnen den Beweis, daß Sie auf der ganzen Welt keinen treueren und aufrichtigeren Freund haben als mich; warum wollen Sie mir nicht das schöne Recht einräumen, mich auch öffentlich so zu nennen und Sie mit starkem Arme gegen alle Unbill des Lebens zu schützen? Kann Ihnen denn irgend Jemand, und wäre er auch um Vieles schöner und jünger als ich, eine so herr-

liche Morgengabe darbieten, wie ich sie in Bereitschaft habe: die glänzende Rechtfertigung Ihres armen, unglücklichen Vaters?

Ihrem kindlichen Herzen überlasse ich die Antwort auf meinen gut gemeinten Antrag. Schreiben Sie mir mit zwei Worten auf die Rückseite dieses Briefes, ob ich morgen kommen darf, um eine günstige Entscheidung in Empfang zu nehmen, oder ob ich für immer jede Hoffnung fahren lassen muß. Letzteres wäre ja leider auch ein endgiltiges Todesurtheil für die bürgerliche Ehre Ihres bedauernswerthen Vaters.

Ewig der Ihre
Nikolaus Kreuzkamp."

Mit behaglichem Lächeln überflog der Besitzer von Gollnow sein Werk, und nachdem er den Umschlag sehr sorgfältig zugeklebt hatte, klingelte er nach Armbrecht's Weisung eines der Mädchen herbei, um ihm den Brief zu schneller und gewissenhafter Besorgung zu übergeben.

Er wußte, daß er die Antwort nicht auf der Stelle zu erwarten haben würde, aber er schien nicht zu fürchten, daß sie ungünstig ausfallen könne. Mit gemächlichen Schritten kehrte er in den Salon zurück, wo man nur auf ihn gewartet hatte, um sich zum Abendessen zu begeben, und während der Rittmeister Hertha seinen Arm reichte, führte Kreuzkamp mit täppischer Galanterie die schweigsame Frau des Hauses, welche vor Scheu und Verlegenheit noch mehr in sich selbst zusammenzusinken schien, seitdem der glänzende, weltgewandte Dragoneroffizier die Schwelle des Hauses überschritten hatte.

Das Abendessen machte der Küche und namentlich dem Keller des Herrn Armbrecht alle Ehre. Als man eben bei einem besonders gut gerathenen Gange angelangt war, erinnerte sich Hertha ihrer an das Zimmer gebannten Base.

„Die arme Helene!" sagte sie. „Wie muß sie sich in ihrer Einsamkeit langweilen. Ich glaube, an ihrer Stelle wäre ich längst gestorben. Hoffentlich ist ihr das Abendessen nicht wieder halb erkaltet gebracht worden, wie es gestern der Fall war, als ich das Mädchen zufällig mit den Schüsseln auf der Treppe traf."

Sie hatte sich dabei vornehmlich an ihre Mutter gewendet, und die kleine blasse Frau antwortete leise: „Helene muß sich heute wohl besonders leidend fühlen, denn sie hat es abgelehnt, irgend etwas zu sich zu nehmen und die Speisen unberührt wieder hinausgeschickt."

Wie selten auch Frau Armbrecht den Mund öffnete und wie harmlos dann auch jedesmal ihre Bemerkungen waren, es mußte doch wohl ihr besonderes Mißgeschick sein, daß sie damit immer den Unwillen ihres strengen Gemahls erregte. Nur selten aber hatte sie für eine ihrer Aeußerungen ein so böser, zornfunkelnder Blick aus Armbrecht's scharfen Augen getroffen, als in diesem Moment, und die kleine Frau fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn, nur um durch diese Bewegung die Thränen zu verbergen, welche sie verrätherisch emporsteigen fühlte.

Auch Herr Kreuzkamp schien von der durch Hertha herbeigeführten Wendung des Gespräches nicht angenehm berührt zu sein. Ehe die junge Dame noch Zeit gefunden hatte, etwas Weiteres zu sagen, richtete er hastig eine gleichgiltige Bemerkung an sie, welche sie wohl oder übel beantworten mußte, und da auch der Rittmeister sich einmischte, waren Helenens Leiden und ihre Einsamkeit bald vollständig vergessen.

Viertelstunde auf Viertelstunde verging, ohne daß Kreuzkamp die erwartete Antwort auf seinen Brief erhalten hätte. Er schien nichtsdestoweniger noch immer voll Zuversicht; denn wenn er auch hier und da auf seine Uhr blickte, zeigte er sich doch heiterer und geschwätziger, als ihn Armbrecht jemals gesehen. Der Abend war ziemlich weit vorgerückt, und die Damen hatten sich bereits zurückgezogen; die drei Herren aber hatten sich auf den Vorschlag des Wirthes zu einer Whistpartie niedergesetzt, und während sich der Rauch der duftigen Cigarren zur Decke des Spielzimmers emporkräuselte, gab Kreuzkamp eine Unzahl platter Scherze zum Besten, die der Dragoneroffizier höflich belachte, als wären es die witzigsten Einfälle eines geistreichen Kopfes gewesen.

Da überreichte der geräuschlos eintretende Friedrich dem Gutsherrn von Gollnow einen Brief.

„Von Fräulein Dörenberg," flüsterte er ihm zu, und Kreuzkamp, welcher eben im Begriff war, auszuspielen, nickte gleichmüthig mit dem gnomenhaften, spärlich behaarten Schädel.

„Es ist gut, mein Freund," sagte er. „Legen Sie das Billet nur hierher."

Erst als die letzte Karte des begonnenen Spieles gefallen war, erbrach er das Schreiben, und er hätte nicht langsamer und umständlicher verfahren können, wenn es sich um die gleichgiltigste Sache von der Welt gehandelt hätte. Wie er erwartet hatte, war es sein eigener Brief, der ihm entgegenfiel. Auf der Rückseite standen wirklich nur zwei Worte, und als er sie mit einem raschen Blick seiner verkniffenen Aeuglein erfaßt, hielt Kreuzkamp das Blatt seinem Freunde Armbrecht entgegen.

„Kommen Sie!" las dieser halblaut, und mit einem Ausdruck ehrlichen Erstaunens fügte er hinzu: „Alle Wetter, sind Sie ein Hexenmeister? Was für wundersame Dinge haben Sie denn dem Mädel geschrieben, daß Sie es mit einem bloßen Briefe umstimmen konnten?"

Kreuzkamp's wulstige Lippen verzogen sich zu seinem behaglichsten Lächeln. Ohne ein Wort zu erwiedern, faltete er das Blatt in die Form eines Fidibus zusammen, hielt es in die Flamme der auf dem Rauchtische brennenden Kerze, und zündete sich an der hochauflodernden Flamme eine neue Cigarre an. Erst als er in Gefahr war, sich die Finger zu verbrennen, warf er das verkohlte, knisternde Papier in einen Aschenbecher und sagte, gemächlich die erste bläuliche Wolke von sich blasend: „Herzensgeheimnisse, Verehrtester, wer dürfte da aus der Schule schwatzen!"

Der Rittmeister lachte, da er der Meinung sein mochte, daß Herr Kreuzkamp wieder einen Scherz gemacht, und auch über Armbrecht's harte Züge glitt ein flüchtiges Lächeln. In sichtlich ausgezeichneter Laune begannen die drei Herren ein neues Spiel, während unmittelbar über ihren Häuptern ein armes, zuckendes Menschenherz schier zerspringen wollte in seinem grausamen, unerträglichen Weh.

4.

Auf dem Platze vor dem behäbigen, wenn auch architektonisch nicht gerade bedeutenden Herrenhause von Gollnow mühte sich ein Knecht unter vielen halblaut ausgestoßenen ingrimmigen Flüchen damit ab, einen elegant gesattelten, feurigen Graditzer Hengst in ruhiger Gangart auf und nieder zu führen. Das schöne Thier, welches anscheinend bereits einen scharfen Ritt hinter sich hatte, machte so viele Kapriolen und bezeigte eine so große Neigung auszubrechen, daß es sicherlich eines vorzüglichen Reiters bedurfte, um mit ihm fertig zu werden.

„Ein andermal soll sich der Herr Graf seinen eigenen langbeinigen Reitknecht mitbringen, wenn er auf dieser verwünschten Bestie kommt," knurrte der Bursche, und es war ein keineswegs freundlicher Blick, welchen er dabei zu den Parterrefenstern des Herrenhauses hinüberwarf. „Was die Beiden wohl wieder eine Stunde lang miteinander zu verhandeln haben mögen!"

Hinter einem jener Parterrefenster saß nämlich der Eigenthümer des nervösen Hengstes im eifrigen Gespräch mit Herrn Nikolaus Kreuzkamp, und vor ihnen funkelte dunkelpurpurner Portwein in den geschliffenen Gläsern.

Wenn Kreuzkamp seinem Freunde Armbrecht gegenüber mit besonderem Nachdruck von dem „aristokratischen Air" des Herrn Grafen Ramin gesprochen hatte, so mußte ein Blick auf die äußere Erscheinung dieses Letzteren überzeugen, daß er dazu in der That einigermaßen berechtigt gewesen sei. Mit seiner schlanken, biegsamen und doch muskelkräftigen Gestalt, den breiten Schultern und zierlichen Händen und Füßen, mit seinem scharf und fein geschnittenen, etwas gelblich gefärbten Gesicht, seinen glänzenden schwarzen Augen und seinem dunklen, wohlgepflegten, welligen Haar war der Graf unbedingt eine schöne und vornehme Erscheinung zu nennen. Der kurz zugestutzte schwarze Vollbart umgab einen Mund von fast weiblicher Zartheit, und auch die Worte, welche mit einem keineswegs unangenehmen slavischen Anklang über diese tiefrothen Lippen kamen, hatten einen ungemein weichen, einschmeichelnden Klang.

Von dem vor ihm stehenden Weine hatte der Besucher kaum genippt, während sich Herr Kreuzkamp bereits beim vierten Glase befand. Sie hatten erst von gleichgiltigen und allgemeinen Dingen gesprochen, nun aber waren sie auf eine Angelegenheit geschäftlicher Natur gekommen, und der Besitzer von Gollnow drehte soeben ein längliches Papier, welches der Graf ihm überreicht hatte, zwischen seinen plumpen Händen hin und her.

„Ein Check auf die Bank von England im Betrage von achtzehnhundert Pfund!" meinte er etwas nachdenklich. „Hm, das ist eine bedeutende Summe. Sie werden das Geld doch hoffentlich nicht gleich auf der Stelle brauchen?"

„Ich muß gestehen, daß ich darauf gerechnet hatte, es noch heute von Ihnen zu erhalten, Herr Kreuzkamp. Wenn mir nicht eben darum zu thun gewesen wäre, jeden Zeitverlust zu vermeiden, hätte ich mich nicht erst an Ihre Freundlichkeit zu wenden brauchen. Jeder Bankier in der Hauptstadt würde mir auf diese Anweisung hin die Summe anstandslos auszahlen."

(Fortsetzung folgt.)

Kardinal Mariano Rampolla, päpstlicher Staatssekretär.

(Mit Porträt auf Seite 137.)

Unter den verschiedenen Sekretariaten, welche die Geschäfte der römischen Kurie zu versehen haben, ist das weitaus wichtigste das Staatssekretariat, welches den Verkehr des heiligen Stuhles mit den verschiedenen Regierungen vermittelt. Der gegenwärtige Inhaber dieses hohen Amtes, der erste Minister des Papstes, ist Kardinal Mariano Rampolla, dessen Bildniß wir auf S. 137 bringen. Er ist am 17. August 1843 zu Polizzi geboren und entstammt der alten, vornehmen Familie der Marchesi Rampolla del Tindaro. Er wurde schon in früher Jugend für den geistlichen Stand bestimmt und nach Beendigung seiner Studien, die neben Theologie auch Jurisprudenz und Philosophie umfaßten, unter Pius IX. zum Sekretär der Propagandakongregation für die orientalischen Riten ernannt. Unter Leo XIII. ward Rampolla in die Kongregation für die außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten versetzt, und hierauf begann seine diplomatische Laufbahn. Er ging zuerst in Begleitung des päpstlichen Nuntius Simeoni nach Madrid und verblieb nach Abreise des Letzteren als Geschäftsträger des heiligen Stuhles an diesem Posten, bis er 1882 unter Ernennung zum Titular-

Erzbischof von Heraclea mit der Nuntiatur in Madrid betraut wurde. Nachdem er hervorragenden Antheil an der Herbeiführung des päpstlichen Schiedsgerichts in der Karolinen-Streitfrage genommen, wurde Rampolla nach Rom zurückgerufen, wo er aus den Händen des Papstes den Kardinalshut empfing und am 5. Juni 1887 als neuernannter Staatssekretär seine Wohnung im Vatikan bezog.

Die Schlucht von Camataqui in den Kordilleren.

(Mit Abbildung.)

Alle Reisenden, welche die südamerikanischen Kordilleren oder Anden besuchen, bewundern den großartig wilderhabenen Charakter dieses den Kontinent in der Nähe der Westküste von dem einen Ende bis zum anderen durchziehenden Gebirges. Die Schichtung der verschiedenen Gesteine ist namentlich in den Kordilleren von Bolivia in einer Weise gestört, wie man es in keinem anderen Gebirge der Welt so massenhaft und großartig findet. Als Zeugniß dafür mag unsere untenstehende Illustration dienen, welche die Schlucht von Camataqui darstellt, durch die der vielgewundene Weg aus den Hochebenen von Pampa Santos nach der östlichen Küste hinaufführt. Die Schichten von buntem Sandstein und Thoneisenstein sind hier so geneigt, daß sie beinahe unter einem Winkel von 30 Grad nach Osten einfallen, und so ausgewittert, daß der Saumweg in den mächtigsten verwitterten Schichten durch zahllose lange gewundene Felsengänge hinzieht, neben denen meist ein tosendes Wildwasser in die Tiefe rauscht. Ihrer Form nach gleichen diese Felsbildungen fast großen Wasserwogen, eine der andern folgend, jede eben im Begriff, sich zu überstürzen.

Schwarzwälder Zifferblattmaler.

(Mit Bild auf Seite 141.)

Die altberühmte Uhrenfabrikation im oberen Schwarzwald ist trotz ihres bedeutenden Umfanges wesentlich eine Hausindustrie geblieben. Man hat dort schon früh den Nutzen der Arbeitstheilung erkannt, und so entstanden bald neben den eigentlichen



Die Schlucht von Camataqui in den Kordilleren.

Uhrmachern, welche die einzelnen Theile zusammensetzten, den sogenannten „Packern“, die Gehäusemacher, die Rädergießer, die Kettenmacher, die Schnitzler und die Uhrschild- oder Zifferblattmaler. In das Heim und die Werkstatt eines der Letzteren versetzt uns das Bild auf S. 141. Der biedere Meister im Vordergrunde ist soeben beschäftigt, den hölzernen Zifferblättern den ersten Anstrich zu ertheilen, der ihnen den weißen Untergrund gibt. Dann legt er sie auf das hinter ihm befindliche Trockengestell. Von dort aus gelangen sie in die Hände des jungen Mannes am Fenster, dessen Spezialität die Herstellung der Ziffern ist, während die ihm gegenübersitzende weibliche Gehilfin zum Schluß den Uhrschildern die Vollendung ertheilt, indem sie dieselben mit Blumen bemalt.

Oliver Kirk.

Erzählung aus Kansas. Von Felix Lilla.

1. (Nachdruck verboten.)

Die Sonnenkugel neigte sich dem Untergange zu und überfluthete wie mit flüssigem Golde die weite Prairie von Kansas. Ueber dieselbe ritt auf einem flinken Mustang der junge Farmer Edward Lowell, ein stattlicher Mann mit hübschem Gesicht, blauen Augen und röthlichem Kraushaar und Vollbart.

Eben ritt er eine leichte Bodenerhebung hinan und eifrig suchte er den Horizont mit den Augen ab. Der Sonnenschein blendete ihn: er schützte mit der Hand die Augen und spähte nach Westen. Da erblickte er, was er suchte — ein Blockhaus an einem kleinen Nebenflusse des großen Arkansasstromes. Nach einer halben Stunde etwa erreichte er die Farm. Ein ältlicher Mann lehnte nachlässig an der Fenz, kein Yankee, sondern ein deutscher Einwanderer.

„Guten Abend, Mr. Müller!“ rief der Ankömmling.

„Guten Abend, Sir!“ versetzte der Deutsche kurz.

„Ich wünsche über wichtige Angelegenheiten mit Euch zu reden.“

„So bindet Euer Pferd an die Fenz.“

Der junge Mann that dies und näherte sich darauf dem Farmer.

„Ich komme aus derselben Veranlassung,



Schwarzwälder Zifferblattmaler. (S. 140)

wie vor drei Wochen," sagte er tief aufathmend.

Müller zuckte die Achseln und brummte: „Das habe ich mir schon halb und halb so gedacht."

„Ihr seid also noch immer derselben Meinung wie damals?"

„Ganz gewiß, Sir! Meine Tochter Mary will Euch nicht und kann Euch nicht wollen, weil sie bereits einen Bräutigam hat, den Oliver Kirk nämlich."

Aber der ist ja seit zwei Jahren verschollen und wahrscheinlich todt, sonst hätte er sicherlich einmal geschrieben."

„Er hat auch geschrieben, vor zwei Jahren einmal aus Montana."

„Und seitdem nicht wieder?"

„Nein."

„So ist doch wohl mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß ihn ein Unfall betroffen hat. In den Bergwildnissen Montana's sind schon häufig Leute elendiglich umgekommen."

„Möglich, daß dies Schicksal auch den Bräutigam meiner Tochter betroffen hat, und ich glaube es fast selbst. Mary ist aber ein sehr gewissenhaftes Mädchen; sie bleibt ihrem verschollenen Verlobten treu bis —"

„Bis zu ihrem Ende?"

„Nein, bis Montag; also bis übermorgen."

„Ihr sprecht in seltsamen Räthseln, Mr. Müller."

„Das ist doch sehr einfach! Oliver Kirk hat damals geschrieben, daß er jedenfalls vor Ablauf von zwei Jahren zurückkehren würde, ob er dann in den Minen Montana's reich geworden sei oder nicht. Käme er nicht, dann wäre es aus mit ihm."

„Und der äußerste Termin ist so nahe?"

„Uebermorgen, ja, Montag am 4. Juni."

„Dann bleibt mir doch noch eine Hoffnung," sagte Edward Lowell.

„Nein, Sir, keine."

„Bin ich Eurer Tochter so unsympathisch?"

„Durchaus nicht. Mary hält Euch für einen recht angenehmen jungen Mann."

„Also Euch persönlich bin ich zuwider?"

„Auch nicht. Doch ich will Euch nicht zum Schwiegersohn, weil ich denke, es könnte ein besserer Freier kommen; daran ist mir sehr gelegen. Denn seht, Sir, ich bin beinahe zu Grunde gerichtet. Dritthalb Jahre sind wir hier in der Gegend ansäßig. Im ersten Jahre kamen die Heuschrecken nnd vernichteten die Saaten, im zweiten Jahre veranlaßte die fürchterliche Dürre Prairiebrände, wodurch die fast schnittreife Ernte in Flammen aufging. Miserables Land, dieses Kansas!"

„Kansas ist ein schönes Land, wo es mir freilich noch viel besser gefallen würde, wenn mein Herzenswunsch —"

„Ich habe auch einen Herzenswunsch; ich wünsche nämlich, daß ich einen Käufer hätte für meine Farm."

„Was wollt ihr dafür haben?"

„Achtzehnhundert Dollars."

„Es wäre eine gute Spekulation, Eure Besitzung zu kaufen, und wenn ich nicht Eure Tochter so innig liebte und somit auch stets an Euer Bestes dächte, so würde ich vielleicht Yankee genug sein, dies vortheilhafte Geschäft auf der Stelle zu machen."

„Danke!" sagte spöttisch der Deutsche. „Habt Ihr Bargeld? Ich denke nicht, Sir. Vor drei Wochen waret Ihr wenigstens noch etwas ärmer, als ich."

„Die Umstände haben sich seitdem geändert, Mr. Müller." Damit zog Edward Lowell aus seiner Tasche ein Cigarrenetui und entnahm demselben ein Bündel Banknoten. „Seht!" sagte er, dasselbe auseinander faltend.

„O, o!" rief der Farmer erstaunt. „Das ist ein lieblicher Anblick! Wie viel macht's denn aus?"

„Es sind dreitausend Dollars, die ich das Glück hatte zu gewinnen in der letzten Ziehung der Louisiana-Staatslotterie. Ich komme direkt von Florence, wo ich das Geld geholt habe."

Tobias Müller hustete etwas gezwungen. „Ihr seid also jetzt bei Kasse, Sir, hm, hm! Dreitausend Dollars, ein nettes Kapital! Dafür kann man viel Land kaufen. Also macht den Anfang damit, daß Ihr meine Farm kauft für achtzehnhundert Dollars."

„Was wollt Ihr nachher anfangen?"

„Nach Minnesota übersiedeln."

„Nein, nein!" rief der junge Mann energisch. „Das soll nicht sein! Es wäre eine große Thorheit, die Ihr später bitter bereuen würdet."

„Warum?"

„Wie ich in Florence erfahren habe, soll noch in diesem Jahre mit dem Bau einer Eisenbahn begonnen werden, die südlich abzweigt von der Topekabahn und von Florence über Newton und Wichita nach Arkansas-City führt. Diese Zweigbahn wird Eure Ländereien beinahe berühren und den Werth derselben vervierfachen, ebenso werden auch alle anderen Ländereien längs der ganzen Strecke bedeutend im Preise steigen."

Den deutschen Farmer versetzte diese gute Nachricht in freudige Aufregung.

„Ich danke Euch, Sir," sagte er. „Da leistet Ihr mir einen großen Dienst. In der That, ich hätte es bitterlich bereuen müssen hinterher, wenn ich, unbekannt mit solchen veränderten und so günstig gewordenen Umständen, die Farm für achtzehnhundert Dollars verschleudert hätte. Kommt in's Haus, Mr. Lowell! Meine Alte und meine Tochter müssen diese gute Kunde aus Eurem eigenen Munde hören."

Dem jungen Manne war die Einladung natürlich äußerst angenehm. Müller zog das Pferd des Besuchers in die Umzäunung und warf dem Thiere ein Bund Maisblätter vor. Dann faßte er plötzlich den Arm des Gastes und flüsterte: „Also Ihr seid wirklich über alle Maßen verliebt in meine Mary?"

„Darüber könnt Ihr nach alledem doch in keinem Zweifel mehr sein."

„Hm, hm, und Ihr besitzt jetzt bare dreitausend Dollars?"

„Ihr habt sie ja gesehen!"

„Und meine Besitzung wird voraussichtlich bald den vierfachen Werth haben?"

„Ohne allen Zweifel, Mr. Müller."

„Hm, dann bleibe ich doch in Kansas!"

„Euer Entschluß ist sehr vernünftig, und ich freue mich darüber von ganzem Herzen."

„Und dann — wenn dieser verteufelte 4. Juni vorbei ist —"

„Was dann, Sir? Zaudert nicht mit Eurer Erklärung! Ich vergehe vor Ungeduld!"

„Oliver Kirk — ich habe übrigens früher schon dem glatten Burschen mißtraut — ist dann entweder todt oder ein wortbrüchiger Schurke. Wer weiß, vielleicht ist er oben in Montana in seinen Stiefeln gestorben, gelyncht, aufgehängt an einem Baumast. Daher, Mr. Lowell, wartet geduldig den Termin, den 4. Juni ab, und bringt bei guter Zeit abermals Eure Bewerbung vor. Ich sage dann gewiß nicht nein, und vielleicht, ich glaube es beinahe, meine Tochter auch nicht."

„Vielen Dank, Sir! Eure Worte machen mich heute Abend zum glücklichsten Menschen der Welt!"

Tobias Müller nickte. Dann gingen Beide in's Blockhaus. Freundlich begrüßten Mutter und Tochter den Nachbar, den sie seit längerer Zeit schon kannten, und mit sichtlichem Interesse hörten sie die guten Nachrichten, welche er brachte. Hatten sie doch oft sorgenvoll sich gehärmt, wenn das Haupt der Familie verdrießlich und aufgeregt gewesen war wegen des schlechten Erfolges seines Farmereibetriebs in Kansas.

Mary, eine blonde germanische Schönheit von zweiundzwanzig Jahren, hatte auch sonst Ursache, ernsten Sinnes zu sein. Verlobt war sie allerdings mit jenem Oliver Kirk, der aber ließ nichts mehr von sich hören seit so langer Zeit. In St. Louis hatte sie ihn kennen gelernt, wo ihr Vater zuerst kurze Zeit eine Wirthschaft gehabt. Oliver arbeitete damals als Kommis bei einem reichen Getreidehändler und war wohl schon manches Andere gewesen auf seiner wechselvollen Lebensbahn. Es schien nach seinen Aeußerungen, daß sich ihm derzeit in Montana, wo er angeblich Freunde hatte, brillante Aussichten eröffneten. So reiste er dahin ab, nachdem er die Familie Müller noch nach Kansas begleitet und bei der ersten Einrichtung der Farm geholfen hatte, um in den Gebirgswildnissen sich rasch ein Vermögen zu erwerben, dann zurückzukommen und Hochzeit zu machen. Genau zwei Jahre hatte er dafür, wie schon erwähnt, als Frist festgesetzt. Aber er kam nicht, und die Frist war bald abgelaufen.

Lebte er noch oder war er todt? War er treu geblieben oder untreu geworden? Solche Gedanken gingen Mary oft durch den Kopf. Zuweilen kam es ihr so vor, als würde der 4. Juni ein Erlösungstag für sie sein!

Edward Lowell hütete sich wohl, auf diese Verhältnisse im Gespräch anzuspielen, und betrug sich sehr zurückhaltend, wenngleich er seine zärtlichen Gefühle nicht immer zu verbergen vermochte. Nach einer Stunde verabschiedete er sich und bestieg sein Pferd, um nach seiner noch zehn englische Meilen weiter unten am Flusse liegenden Farm zu reiten.

2.

Es war dunkel geworden auf der Prairie. Die Sterne begannen zu flimmern. In Gedanken der glücklichsten Art versunken, das Herz von frohen Hoffnungen erfüllt, ritt der junge Farmer nach seinem Blockhause, das auch am Flusse und an einem kleinen Eichenwäldchen sich erhob. Es war fast Mitternacht, als er dort anlangte.

Ein Hund bellte fröhlich auf seinen Anruf, und ein junger Neger öffnete geschäftig die Thüre.

„Ruhig, Unkas! — Virginius, ist etwas passirt während der drei Tage, die ich fortgewesen bin?"

„Nein, Massa!" antwortete der Schwarze.

Der Farmer trat in sein Wohnzimmer, das nur dürftig mit Möbeln ausgestattet war, zündete Licht an und setzte sich, um nachzudenken über die Ereignisse des Tages und über das Erfreuliche, was die Zukunft bringen möchte. Eine Stunde verging so dem Träumenden wie im Fluge. Da plötzlich wurde er aus seinen Gedanken aufgeschreckt. Draußen von der Prairie her ertönte das Wiehern eines Pferdes und der kräftige Ruf: „Halloh!"

Lowell lief hinaus und sah an der Fenz einen Reiter.

„Ist dies Müller's Farm?" fragte der Fremde.

„Nein," versetzte der junge Mann, „Müller's Farm liegt zehn Meilen weiter oben am Flusse. Dies ist meine Farm; ich heiße Edward Lowell."

„Verwünscht!" brummte der Fremde. „Dann habe ich mich verirrt."

„Kommt in's Haus, Sir! Seid mein Gast bis morgen. Es ist schon nach Mitternacht, auf Müller's Farm liegt jetzt Alles im tiefsten Schlafe."

„So wird's wohl sein. Ich danke, Sir, und nehme Eure freundliche Einladung gerne an."

Der Fremde stieg vom Pferde, welches Lowell in eine Umzäunung brachte. Als Beide dann in's Haus gegangen waren, und der Gast hier Mantel und Schlapphut abgelegt hatte, konnte der Farmer ihn genauer betrachten.

Es war ein stattlicher, sehr gut gekleideter Mann von etwa dreißig Jahren, mit schlauen Augen und jener gewinnenden Geschmeidigkeit, in seinem Wesen, die so gut bei den Frauen sich einzuschmeicheln versteht.

„Wollt Ihr zuerst eine kleine Erquickung, Fremder? Hier ist Speise und Trank."

„Dank' Euch, Sir!"

Der Gast trank ein Glas Schnaps und verspeiste ein Stück kaltes Fleisch.

„Ich nehme an, daß Ihr auf Müller's Farm gut bekannt seid," sagte er dann. „Wie ergeht es den braven Leuten? Befindet sich vor Allem Miß Mary wohl?"

„Vor kaum drei Stunden habe ich sie im besten Wohlsein verlassen. Kennt Ihr das junge Mädchen? Verzeiht, Sir! Wie ist Euer Name?"

„Ich heiße Oliver Kirk," sagte der Gast mit größter Gemüthsruhe.

Lowell sprang vom Stuhle auf, ganz entsetzt, als habe er es mit einem Gespenst zu thun. Jäher Schmerz durchzuckte ihn. Aus dem Himmel erträumter Seligkeit stürzte er plötzlich in den Abgrund der Verzweiflung.

„Wie, Sir?" keuchte er mit erstickter Stimme, „Ihr seid wirklich —"

„Ich bin Miß Mary's Bräutigam; ja, Sir. Was gibt's darüber zu staunen?"

„O!" stöhnte der junge Mann, sein Antlitz mit den Händen bedeckend, „welch' ein Verhängniß!"

„Ist's Euch nicht recht? Solltet Ihr vielleicht gar in meine Mary verliebt sein?"

„Ich liebe Mary mehr als mein Leben und verwünsche Euer Wiedererscheinen."

„Das thut mir sehr leid, Sir; aber meine Schuld ist's doch nicht."

„Man glaubte, Ihr wäret todt, weil Ihr so lange nichts von Euch hören ließet."

„Nun, Sir, wie Ihr seht, ich lebe, bin gesund und wohlauf!"

Lowell verbarg stöhnend sein Gesicht in beiden Händen.

„Nun, nun! Muth gefaßt, Mr. Lowell!" fuhr der Andere fort. „Zum Henker, laßt den Kopf nicht hangen! Seid ein Mann, Sir!"

„Warum ließet Ihr seit so langer Zeit nichts von Euch hören? Wie konntet Ihr Eure Braut in solcher Unruhe lassen?"

„Hm, Sir, das sind Geheimnisse. Ich hatte übrigens einen Termin festgesetzt, denn ich bin kein wortbrüchiger Mensch, Sir. Uebermorgen ist der 4. Juni. Ich komme also zur rechten Zeit."

„Verwünscht sei Eure Pünktlichkeit! O, nicht nur für mich, auch für Miß Mary bedeutet Euer Kommen das größte Unglück."

„Nur sachte, Mr. Lowell. Ich bin etwas empfindlich, das sage ich Euch."

„Was kümmert's mich? Mr. Kirk, verlaßt diese Gegend wieder ebenso still und heimlich, wie Ihr gekommen seid! Möge Euch ein deutlicher Wink der Zufall sein, der Euch nicht weiter führte, als bis hierher!"

Oliver schüttelte den Kopf und entgegnete: „Ich halte als redlicher Mann stets meine Verpflichtungen inne und kann also unmöglich den Termin versäumen."

Edward Lowell versank in ein düsteres Nachsinnen. Blutige Phantasien stiegen in seinem Geiste auf. Kirk beobachtete den unglücklichen jungen Mann und schien ihn mitleidig anzuschauen.

„Heda, Sir," sagte er plötzlich, „ich kalkulire, Ihr spinnt jetzt böse Gedanken in Eurem Gehirn!"

„Glaubt Ihr das?" stammelte Lowell.

„Ja, Ihr seid in diesem Augenblick nicht abgeneigt, mir eine Kugel durch den Kopf zu schießen."

„Nun denn, ja; ich gestehe, daß Ihr auf der richtigen Fährte seid."

„Schämt Euch, Sir! Braucht Euch der Umstand so in Wuth zu bringen, daß ich Mary's Bräutigam bin?"

„Ja, der Gedanke macht mich rasend!"

„Vielleicht ist dazu gar keine Ursache vorhanden, Sir. Denn es mag ja sein, daß die junge deutsche Lady mich nicht mehr liebt und mir die Treue nicht hält."

„Daß sie Euch nicht mehr liebt, wie früher, will ich wohl glauben, aber daß sie die Treue hält, ist sicher."

„Hm, da ist doch ein kleines Bedenken, welches dies beinahe zweifelhaft macht."

„Welches Bedenken?"

„Ich bin bereits verheirathet, Sir."

Edward Lowell wurde durch die einfache Erklärung auf's Aeußerste überrascht.

„Wie, Ihr seid verheirathet?" schrie er ganz außer sich.

„Gewiß, Sir."

„Und trotzdem denkt Ihr noch an Mary?"

„Allerdings, Sir."

„Aber dann müßt Ihr verrückt sein! Wie denn? Ihr seid verheirathet, Ihr habt schon eine Frau —"

„Entschuldigt, mein bester Sir! Ich habe nicht eine Frau, sondern fünf Frauen; ich bin nämlich Mormone geworden. Durch diese vortheilhaften Heirathen habe ich es zu Ansehen und Reichthum gebracht in der Salzseestadt. Morgen werde ich Mary Müller fragen, ob sie meine sechste Frau werden will."

Dem jungen Farmer fiel eine ungeheure Last vom Herzen. Die Zukunft erschien ihm wieder sonnigklar. Doch war die Erklärung so seltsam, daß noch ein kleiner Rest von Zweifel in seiner Seele blieb.

„Ist das denn wirklich wahr, Sir? Oder macht Ihr Euch über mich lustig?"

„Nicht im Geringsten, Sir. Ich bin thatsächlich Mormone und zu einer einflußreichen Stellung in dieser Sekte gelangt. Als ich in Montana war, lernte ich einige Mormonen, reiche Minenspekulanten, kennen und zog mit ihnen nach der Salzseestadt. Dort wußte ich meine Geistesgaben rasch zur Geltung zu bringen und schloß mich unbedingt der Sekte an. Ich heirathete fünf Töchter der reichsten Aeltesten und wurde dadurch Besitzer von schönen Ländereien, großen Weiden, Heerden, zwei Landgütern, einem prächtigen Hause in der Salzseestadt, sowie Theilhaber an mehreren bedeutenden Etablissements industrieller Art. So hat sich's gemacht, Sir. Nun sagt mir Eure aufrichtige Meinung, ich bitte darum: was wird wohl Mary Müller zu alledem sagen?"

„O, darüber bin ich durchaus in gar keinem Zweifel! Mary wird ganz entrüstet sein, wird Euch sagen, daß sie Euch verabscheut, und Tobias Müller wird Euch die Thüre weisen."

„Muß es darauf ankommen lassen," sagte der Gast. „Kann es nicht anders sein, so muß ich dies Ungewitter über mich ergehen lassen. Ich bin dann wenigstens nicht wortbrüchig geworden, sondern habe den Termin redlich inne gehalten. — Wenn Ihr mir jetzt eine Lagerstätte anweisen wolltet —"

„Gewiß, Sir! Dort, im Nebengemach. Ich werde Euch führen."

„Und Ihr denkt nun nicht mehr daran, mir den Hals abzuschneiden?"

„Schlaft in Frieden, würdiger Mormone!" rief lachend Edward. „Ihr seid bei mir so sicher wie in Abraham's Schoß!"

Und sie suchten Beide ihre Lagerstätten auf.

3.

Am nächsten Vormittag ritten Edward Lowell und Oliver Kirk gemeinsam hinauf nach Müller's Farm, wo das unvermuthete Erscheinen Kirk's ungeheures Staunen hervorrief, ja, der Ankömmling schien sogar von Anfang an nicht so ganz willkommen zu sein. Die Erklärungen, welche dann folgten, wurden in ihrem Verlaufe begreiflicher Weise sehr stürmisch.

„Ein Mormone?" schrie Tobias Müller zornig. „Das geht ja doch wirklich über Alles. Und Ihr wollt meine Tochter haben?"

„Ein Mormone!" ächzte Frau Müller erschrocken und händeringend. „Ach, Du lieber Gott, so etwas ist doch nur in Amerika möglich! Ich glaube die Welt geht bald unter."

Mary hatte sich hoch aufgerichtet und schaute ihren ehemaligen Verlobten mit Verachtung an.

„Unverschämter!" rief das schöne Mädchen zornig, „ich soll Eure sechste Frau werden? Nimmermehr. Seid Ihr bereits verheirathet, so ist zwischen uns jedes Band zerrissen. Oliver Kirk existirt nicht mehr für mich. Fort aus diesem Hause — ich will Euch nicht mehr sehen!"

Und sie verließ das Zimmer, überwältigt von heftiger Gemüthsbewegung.

Oliver Kirk verneigte sich vor den Uebrigen und sprach: „Nun, so lebt wohl auf Nimmerwiedersehen! Es ist auch am besten so, kalkulire ich. Ihr Deutschen seid ja so einfältig in Vorurtheilen befangen; kaum könnt Ihr einen pfiffigen Yankee verstehen, geschweige denn einen noch pfiffigeren Mormonen. Ich habe den Termin prompt innegehalten und also das tröstliche Bewußtsein redlicher Pflichterfüllung. Ich scheide von Euch ohne Groll. Lebt wohl!"

Er ging hinaus und schwang sich auf sein Pferd. Edward Lowell folgte ihm.

„Reiset Ihr nun nach der Salzseestadt zurück?"

„Nein, Sir; ich bin auf der Reise nach New-York und Washington, der Bundeshauptstadt, wo ich wichtige Geschäfte zu besorgen habe. Ich will jetzt zunächst nach Emporia an der Topekabahn, wo ich mein Gepäck gelassen habe. Bitte, zeigt mir die Richtung!"

„Dort hinaus, Sir!"

Der Mormone nickte und galopirte davon. Lowell ging in's Haus zurück. Mary ließ sich nicht sehen. Als der junge Mann aber sich zur Heimkehr anschickte, flüsterte der biedere Tobias Müller ihm zu: „Geduld, Freund! Es kann noch Alles sehr gut werden! Fragt nur bei guter Zeit wieder vor!"

Das that Lowell denn auch nach Ablauf eines Vierteljahres, und zu seiner Freude empfing er das Jawort des von ihm so herzlich geliebten jungen Mädchens. Mary hatte auch wohl alle Ursache, das Geschick zu preisen, welches ihr einen besseren Gatten bestimmte, als den mehr als zweifelhaften Oliver Kirk.

Nachdem die neue Eisenbahn nach Arkansas-City gebaut worden war, siedelten sich in der fruchtbaren Gegend viele Leute an; es entstand da auch eine kleine Stadt mit dem schönen Namen Eldorado. Lowell und Müller hatten von dieser günstigen Veränderung den größten Nutzen; von Jahr zu Jahr stiegen ihre Farmen und Ländereien im Werthe.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Abschaffung der Tortur in Oesterreich. — Joseph v. Sonnenfels hatte während seiner Wiener Rechtsstudien jahrelang in seinen Dienstakten schmerzliche, die Justiz betrübende Materialien gesammelt, um die große Regentin Maria Theresia zur Ab-

schaffung der Tortur zu veranlassen. Mehrmals sagte ihm dieselbe im gütigsten Tone: „Mein lieber Sonnenfels, Er ist ein junger Mann und meine Hofräthe werden diese Sache wohl besser verstehen; aber glaube Er deshalb ja nicht, daß ich Seinen Eifer nicht erkenne und von den mitgetheilten Details der leidenden Unschuld nicht gerührt bin."

So wartete Sonnenfels immer günstigere Zeiten ab, bis sich endlich ein so schreiendes Beispiel des Mißbrauchs der Tortur in der Hauptstadt selbst ereignete, daß die Monarchin zu einer eingehenden Untersuchung veranlaßt wurde. Diesen Zeitpunkt benützte Sonnenfels, und als er sich eines Tages in Dienstgeschäften zu der Kaiserin begeben mußte, nahm er seine erwähnten gesammelten Materialien mit und wagte es, die Kaiserin zu bitten, ihm nur eine Viertelstunde zu gönnen, um im Namen der Menschlichkeit gegen die Folter das Wort zu führen. Die Kaiserin gewährte die Bitte, und als Sonnenfels bei Verlesung seiner gesammelten Justizfälle, deren Richtigkeit selbst von den ersten Justizmännern der Hauptstadt anerkannt waren, immer lebhafter wurde, sah er, wie die Kaiserin in Thränen zerfloß und ihn dann bat, inne zu halten. Sonnenfels benützte diesen Augenblick und erlaubte sich, die einzige Schwäche der Kaiserin in Bezug auf ihren Feind, den König Friedrich II. von Preußen, wohl kennend, die Bemerkung: „Eure Majestät können unserem gemeinschaftlichen Nebenbuhler in Deutschland keinen unangenehmeren Dienst erweisen, als wenn Sie als Engel der Milde die Abschaffung der Tortur verfügen."

Die Kaiserin, überwältigt in ihren Gefühlen, sprang nach einem kurzen Nachsinnen von ihrem Sessel auf und sagte schluchzend: „Geh Er mit Gott, die Folter ist abgeschafft!"

Sonnenfels, fürchtend, daß seine Gegner ihm dennoch diesen Triumph der Seelengröße und Menschlichkeit verzögern oder gar vereiteln möchten, fragte die Monarchin nochmals, ob er diesen großen Entschluß der Fürstin veröffentlichen dürfe. Er hoffte dadurch allen Intriguen mit einem Schlage zu begegnen, indem er wußte, daß das laut verkündete Wort der Kaiserin unwiderruflich war.

Die Kaiserin war indessen ruhiger geworden, und entgegnete: „Sage Er das der ganzen Welt, mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt."

Sonnenfels stürzte, von Freude überwältigt, zuerst in sein Bureau, und ließ dann in der ganzen Stadt verkünden, daß die Folter abgeschafft sei. Ganz Wien war in Jubel, und als die Kaiserin am Abend im Burgtheater erschien, ward ihr ein Triumph bereitet, der sich nicht beschreiben läßt. Das Publikum blieb, die Kaiserin mit Jubelrufen begrüßend, stehen, bis die Kaiserin endlich, von der Loge mit ihrem Fächer winkend, die Worte herab rief: „Ich danke euch, meine Kinder!"

Sonnenfels, der sich in der kleinen Parterreloge befand, wurde von der Kaiserin öffentlich mit den Zeichen ihres besonderen Wohlwollens beehrt. Maria Theresia sagte ihm, dieser Tag wäre der freudigste ihres Lebens. [C. T.]

Humoristisches.



Geständniß.

Braut: Lieber Schatz. Du mußt mit mir etwas Nachsicht haben; ich habe nämlich die Gewohnheit, mitunter ohne eigentlichen Grund zu schmollen.

Bräutigam: O, sei ohne Sorge, Theuerste, an Gründen will ich's nicht mangeln lassen.



Geschmälertes Verdienst.

Lehrer: Ei, ei, Hermann, was ist denn das? Du bist ja heute ganz ausnahmsweise brav, das lobe ich — gibst schön acht auf den Unterricht — schaust weder rechts noch links — — —

Hermann: Weil i' an steifen Hals hab'.

Der Taufstein eines Kaisers. — Der römisch-deusche Kaiser Lothar I. soll in dem Lüneburgischen Dorfe Lutterloh geboren sein, wo seine Mutter, auf einer Reise begriffen, sich gerade aufhielt (795). Das Dorf, welches nach seinem Namen benannt ist, besteht jetzt nur noch aus zwei Höfen und liegt unweit Grodehaus, einem unbedeutenden Orte mit kleiner Kapelle, in welcher der nachmalige Kaiser getauft wurde. Im Jahre 1848 befand sich diese Kapelle im Besitze eines Bauern, der sie zu wirthschaftlichen Zwecken benutzte, und der Taufstein des Kaisers diente als Spülgefäß. Jetzt befindet er sich im hannover'schen Museum. [E. K.]

Zweideutiger Bescheid. — Dem Seinepräfekten Lejeune in Paris, der sich nur wenig Symp thien zu erwerben verstanden hatte, war seine Frau gestorben, und er wünschte, daß die Beerdigungskosten aus der Stadtkasse bestritten würden. Der damals im Gemeinderathe sitzende, als Vertheidiger berühmte Advokat Perthier trat dem entgegen und sagte: „Im Ernste, Herr Präfekt, können Sie dies doch unmöglich verlangen. Sie selbst würden wir mit dem größter Vergnügen auf Gemeindekosten begraben, aber auf Ihre Frau kann sich das unmöglich ausdehnen." [—dn—

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 19.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 17:

Ein gutes Herz ist die Krone, die den Menschen zum Könige macht.

Homonym.

Versteckt im Walde wohn' ich, emsig nachgestellt
Wird mir, weil sehr mein wärmend Kleid gefällt.
Doch wenn den Reitersmann ich hab' zu tragen,
Weiß er oft viel zu meinem Lob zu sagen.
Ich gaukle fröhlich hin durch's Blüthenthal,
Mich wiegend in der Sonne warmem Strahl.

Auflösung folgt in Nr. 19. [Frz Marx.]

Kapsel-Räthsel.

Von Gottes Gnaden ein Poet,
Wenn ihr ein Ei d'rin liegen seht;
Doch ruht das Ei verkehrt darin,
Hat's jedes Haus! O, schaut nur hin!

[Emil Noot.]

Auflösung folgt in Nr. 19.

Auflösung von Nr. 17:

des Buchstaben-Versetzungs-Räthsels: 1) Helm (Mehl), 2) Elis (Seil), 3) Unart (Natur), 4) Tanger (Garten), 5) Essen (Sense), 6) Minos (Simon), 7) Irene (Niere), 8) Roman (Norma), 9) Mais (Siam), 10) Onkel (Kleon), 11) Rhone (Horen), 12) Gastein (Anstieg), 13) Eisen (Seine), 14) Nelke (Enkel), 15) Darius (Radius), 16) Israel (Serail), 17) Ruth (Thur) — Heute mir, morgen Dir.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.